



ABRAHAM
VERGHESE

DIE TRÄUMENDEN
VON MADRAS

ROMAN INSEL



Abraham Verghese
DIE TRÄUMENDEN
VON MADRAS

Roman



Aus dem Englischen
von Eike Schöpfung

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2023 unter dem Titel
The Covenant of Water bei Grove Press,
einem Imprint von Grove Atlantic, New York.

Erste Auflage 2023
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023
© Abraham Verghese 2023
Landkarte © Martin Lubikowski, ML Design, London
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagmotiv: Rajdeep Ghosh/Peter Zelei Images/
Getty Images, München
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-64393-7

www.insel-verlag.de

DIE TRÄUMENDEN
VON MADRAS

Für Mariam Verghese

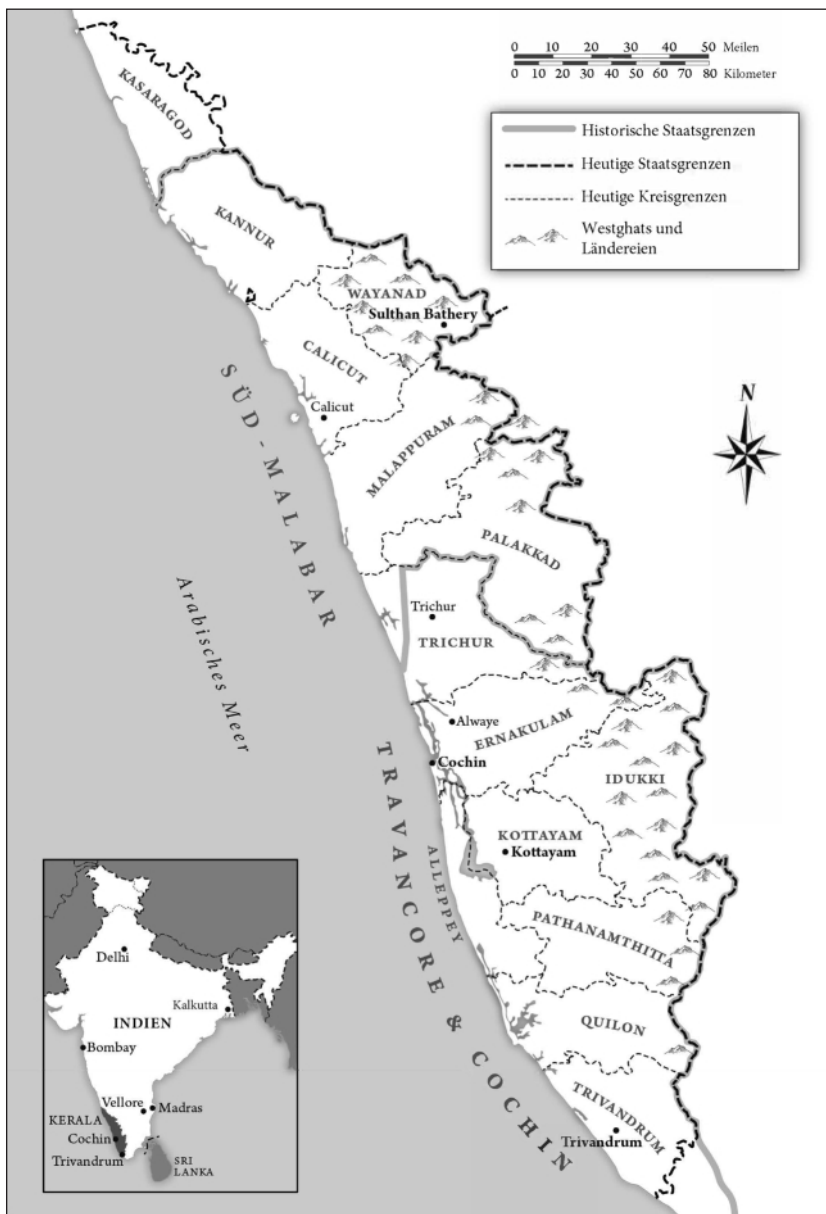
In Memoriam

Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten.

– *1. Mose 2,10*

Nicht Hammerschläge, sondern Tanz des Wassers singt
die Kiesel zur Vollendung.

– *Rabindranath Tagore*



I. TEIL

1. Kapitel

ALLE TAGE



1900, Travancore, Südindien

Sie ist zwölf Jahre alt, und am Morgen wird sie verheiratet. Mutter und Tochter liegen auf der Matte, die nassen Wangen fest aneinander.

»Der traurigste Tag im Leben eines Mädchens ist ihr Hochzeitstag«, sagt ihre Mutter. »Danach wird es, so Gott will, besser.«

Bald hört sie, wie das Schniefen ihrer Mutter zu regelmäßigem Atmen wird, dann zu ganz leisem Schnarchen, das die verstreuten Nachtgeräusche von den Holzwänden, welche die Hitze des Tages abgeben, bis hin zum Scharren des Hundes auf dem sandigen Hof für das Mädchen in eine Ordnung bringt.

Ein Wechselkuckuck schreit: *Kezhekketha? Kezhekketha? Wo ist Osten? Wo ist Osten?* Sie stellt sich vor, wie der Vogel auf die Lichtung hinabschaut, in der das rechteckige Strohdach auf ihrem Haus hockt. Er sieht die Lagune davor und den Bach und das Reisfeld dahinter. Das Geschrei des Vogels kann Stunden dauern, ihnen den Schlaf rauben ... doch da bricht es abrupt ab, als hätte sich eine Kobra an ihn herangeschlichen. In der darauffolgenden Stille singt der Bach kein Schlaflied, er grollt nur über die glatt geschliffenen Kiesel.

Sie erwacht schon vor Morgengrauen; ihre Mutter schläft noch. Durchs Fenster schimmert das Wasser im Reisfeld wie Blattsilber. Vorn auf der Veranda steht der ornamentreiche *chary kasera*, also der Liegestuhl ihres Vaters, leer und verloren da. Sie hebt das Schreibbrett an, das quer über den langen Holzarmen liegt, und setzt sich. In dem Korbgeflecht spürt sie den geisterhaften Abdruck ihres Vaters bewahrt.

Am Ufer der Lagune wachsen schräg vier Kokospalmen, sie streifen das Wasser, als wollten sie sich noch in ihrem Spiegelbild putzen, bevor sie sich himmelwärts aufrichten. *Leb wohl, Lagune, leb wohl, Bach.*

»*Molay?*«, hatte der einzige Bruder ihres Vaters am Tag davor zu ihrer Überraschung gesagt. Zuletzt hatte er sie nicht mehr mit dem Kosewort *molay* – Tochter – angeredet. »Wir haben eine gute Partie für dich gefunden!« Sein Ton war ölig, als wäre sie vier und nicht zwölf. »Dein Bräutigam schätzt es, dass du aus einer guten Familie stammst, die Tochter eines Priesters bist.« Sie wusste, dass ihr Onkel schon seit einer Weile die Absicht hatte, sie zu verheiraten, dennoch fand sie, dass er es mit dem Arrangement dieser Partie zu eilig hatte. Doch was konnte sie sagen? Derlei Dinge wurden von den Erwachsenen entschieden. Die Hilflosigkeit auf dem Gesicht ihrer Mutter machte sie verlegen. Sie empfand Mitleid mit ihr, wo sie sie doch so sehr respektieren wollte. Als sie dann allein waren, sagte ihre Mutter: »*Molay*, das ist jetzt nicht mehr unser Haus. Dein Onkel ...« Sie sagte es flehentlich, als hätte ihre Tochter protestiert. Ihre Worte verloren sich, sie warf nervöse Blicke umher. Die Eidechsen an den Wänden bargen Geschichten. »Wie anders als hier kann das Leben dort schon sein? Du wirst Weihnachten feiern, zur Bußzeit fasten ... sonntags in die Kirche. Die gleiche Eucharistie, die gleichen Kokospalmen und Kaffeesträucher. Es ist eine gute Partie ... er ist gut bemittelt.«

Warum wollte ein gut bemittelter Mann ein schlecht bemittelttes Mädchen heiraten, eines ohne Mitgift? Was halten sie vor ihr geheim? Was fehlt *ihm*? Erstens Jugend – er ist vierzig. Er hat schon ein Kind. Einige Tage davor, der Heiratsvermittler war gerade gegangen, hörte sie mit an, wie ihr Onkel ihre Mutter schalt: »Seine Tante ist ertrunken, na wenn schon? Ist das dasselbe wie Wahnsinn, der in der Familie liegt? Wer hat schon gehört, dass Ertrinken in der Familie liegt? Andere sind immer neidisch auf eine gute Partie und finden immer eine Sache, die sie aufbauschen können.«

Sie streicht über die glatt polierten Armlehnen des Stuhls, auf dem sie sitzt, und denkt kurz an die Unterarme ihres Vaters; wie die meisten Malayali-Männer war er ein liebenswerter Bär gewesen, Haare auf Armen, Brust und sogar dem Rücken, daher berührte man die Haut immer nur durch weiches Fell. Auf seinem Schoß, auf diesem Stuhl, lernte sie ihre Schriftzeichen. War sie in der Kirchenschule gut, sagte er: »Du hast einen guten Kopf. Noch wichtiger aber ist Neugier. Du gehst mal auf die Highschool. Und aufs College! Warum denn nicht? Ich lasse dich nicht jung wie deine Mutter heiraten.«

Der Bischof hatte ihren Vater an eine schwierige Kirche in der Nähe von Mundakayam versetzt, die keinen festen *achen* hatte, weil die mohammedanischen Händler Unfrieden gestiftet hatten. Es war kein Ort für eine Familie, wo der Morgen- nebel noch um Mittag an den Knien nagte und zum Abend bis ans Kinn gestiegen war und wo die Feuchtigkeit einem pfeifenden Atem, Rheuma und Fieber brachte. Kein Jahr später kehrte er von seiner Stellung mit Frostschauern zurück, dass ihm die Zähne klapperten, seine Haut war heiß, sein Urin schwarz. Noch bevor sie Hilfe holen konnten, hob sich seine Brust nicht mehr. Als ihre Mutter ihm einen Spiegel an den Mund hielt, beschlug er nicht. Der Atem ihres Vaters war nur noch Luft.

Das war der traurigste Tag ihres Lebens. Wie konnte da die Hochzeit schlimmer sein?

Ein letztes Mal erhebt sie sich von dem Korbsitz. Der Stuhl ihres Vaters und sein Teakbett drinnen sind ihr wie Heiligenreliquien, sie bewahren sein Wesen. Könnte sie sie doch nur in ihr neues Zuhause mitnehmen.

Das Haus erwacht.

Sie wischt sich die Augen, reckt die Schultern, hebt das Kinn, hebt es zu dem, was immer der Tag ihr bringen mag, zur Grausamkeit des Abschieds von ihrem Zuhause, das schon nicht mehr ihr Zuhause ist. Chaos und Schmerz in Gottes Welt sind unergründliche Mysterien, doch die Bibel zeigt ihr, dass darunter eine Ordnung liegt. Wie ihr Vater sagen würde: »Glauben heißt wissen, dass das Muster da ist, auch wenn keines sichtbar ist.«

»Das wird schon, Appa«, sagt sie und stellt sich seinen Kummer vor. Wäre er noch am Leben, dann würde sie heute nicht heiraten.

Sie stellt sich seine Antwort vor. *Die Sorgen des Vaters enden mit einem guten Ehemann. Ich bete, dass er einer ist. Eines aber weiß ich: Derselbe Gott, der hier über dich gewacht hat, wird auch dort bei dir sein, molay. Das verspricht er uns im Evangelium. »Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.«*

2. Kapitel

ZU LIEBEN UND ZU EHREN



1900, Travancore, Südindien

Die Reise zur Kirche des Bräutigams dauert fast einen halben Tag. Der Bootsführer steuert sie durch ein Labyrinth ihr unvertrauter Kanäle, über denen feuerroter Hibiskus hängt, die Häuser so dicht am Ufer, dass sie die kauernde Frau berühren könnte, die dort Reis in einem flachen Korb mit leichten Stößen worfelt. Sie hört, wie ein Junge einem blinden Alten aus der Zeitung *Manorama* vorliest und dieser sich am Kopf kratzt, als schmerzten ihn die Nachrichten. Haus um Haus, ein jedes ein kleines Universum, manche mit Kindern ihres Alters, die ihnen nachschauen. »Wohin fährst du?«, fragt ein nacktbrüstiger Wichtigtuer durch schwarze Zähne und hält den schwarzen Zeigefinger – seine Zahnbürste –, mit Kohlepulver bedeckt, starr in der Luft. Der Bootsführer funkelt ihn böse an.

Auf die Kanäle folgt ein Teppich aus Lotus und Lilien, der so dick ist, dass sie darauf gehen könnte. Die Blüten sind geöffnet, als wünschten sie ihr Gutes. Auf einen Impuls hin pflückt sie eine, indem sie den tief unten festsitzenden Stiel packt. Mit einem Spritzer löst er sich, ein pinkfarbener Edelstein, ein Wunder, dass etwas so Schönes aus so trübem Wasser kommen kann. Ihr Onkel schaut eindringlich auf ihre Mutter, die nichts sagt, obwohl sie besorgt ist, dass ihre Tochter ihre weiße Bluse und das *mundu* oder *kayani* mit mattgoldenem Besatz beschmutzt.

Ein fruchtiger Duft erfüllt das Boot. Sie zählt vierundzwanzig Blütenblätter. Durch den Lotusteppich hindurch gelangen sie auf einen See, so groß, dass das andere Ufer nicht mehr zu sehen ist, das Wasser ruhig und glatt. Sie fragt sich, ob so wohl der Ozean aussieht. Fast hat sie vergessen, dass sie bald heiratet. An einem betriebsamen Steg steigen sie in ein riesiges Kanu um, das ein schmaler, muskulöser Mann stakt, die Enden hochgebogen wie getrocknete Bohnenschoten. In der Mitte stehen zwei Dutzend Passagiere, Schirme gegen die Sonne gerichtet. Ihr wird bewusst, dass sie so weit wegfährt, dass ein Besuch zu Hause nicht leicht sein wird.

Der See verengt sich unmerklich zu einem breiten Fluss. Das Boot gerät in die Strömung und nimmt Fahrt auf. Endlich hält in der Ferne, auf einem Hügel, ein massives Steinkreuz Wache über eine kleine Kirche, seine Arme werfen ihren Schatten über den Fluss. Es ist eine der siebeneinhalb Kirchen, die der Apostel Thomas nach seiner Ankunft hier gegründet hat. Wie jedes Sonntagsschulkind kann sie ihre Namen herunterrasseln: Kodungallur, Paravur, Niranam, Palayoor, Nilackal, Kokkamangalam, Kollam und die winzige Halbkirche in Thiruvithamcode, aber dieser Anblick, ihr erster Blick darauf, raubt ihr den Atem.

Im Hof läuft der Heiratsvermittler aus Ranni hin und her. Feuchte Flecken auf den Achselhöhlen seiner *juba* verbinden sich auf seiner Brust. »Der Bräutigam müsste schon längst da sein«, sagt er. Die Haarsträhnen, die er quer über dem Schädel liegen hat, sind ihm übers Ohr gefallen wie die Federn eines Papageis. Er schluckt nervös, und in seinem Hals steigt ein Stein auf und nieder. Im Erdreich seines Dorfs wachsen bekanntermaßen der beste Reis und ebendiese Kröpfe.

Der Bräutigam hat lediglich seine Schwester mitgebracht, Thankamma. Diese stämmige, freundliche Frau nimmt die

winzigen Hände ihrer künftigen Schwägerin in beide Hände und drückt sie liebevoll. »Er kommt gleich«, sagt sie. Der *achen* legt sich die zeremonielle Stola übers Gewand und zieht den bestickten Gürtel fest. Er streckt die Hand aus, Teller aufwärts gerichtet, womit er wortlos fragt: *Na?* Niemand antwortet.

Die Braut zittert, trotz der Schwüle. Sie ist es nicht gewohnt, *chatta* und *mundu* zu tragen. Von nun an kein langer Rock mehr, keine bunte Bluse. Sie wird wie ihre Mutter und ihre Tante nur noch diese Uniform der verheirateten Frauen in der Christenwelt von St. Thomas tragen, die einzige Farbe Weiß. Das *mundu* gleicht dem eines Mannes, ist aber aufwändiger gebunden, das lose Ende plissiert und dreimal gefaltet und dann hinten in eine Art Fächer gesteckt, um die Form des Gesäßes zu verhüllen. Verhüllung ist auch der Zweck der formlosen, kurzärmeligen Bluse mit V-Ausschnitt, der weißen *chatta*.

Aus den hohen Fenstern fällt Licht herein, wirft schräge Schatten. Das Räucherwerk kitzelt sie im Hals. Wie in ihrer Kirche gibt es auch hier keine Bänke, nur einen groben Coirteppich auf rotem Oxidboden, aber nur vorn. Ihr Onkel hustet. Das Geräusch hallt in dem leeren Raum.

Sie hatte gehofft, ihre Cousine ersten Grades – zugleich ihre beste Freundin – würde zur Hochzeit kommen. Die hatte im Jahr davor geheiratet, ebenfalls mit zwölf, einen zwölfjährigen Bräutigam aus einer guten Familie. Bei der Hochzeit hatte der junge Bräutigam völlig teilnahmslos gewirkt, sich mehr für den Inhalt seiner Nase interessiert als für die Zeremonie; der *achen* hatte die *kurbana* unterbrochen und ihn angezischt: »Hör auf zu bohren! Da gibt's kein Gold!« Ihre Cousine hatte geschrieben, sie schlafe in ihrem neuen Zuhause bei den anderen Mädchen der Großfamilie, spiele mit ihnen und sei froh, mit ihrem lästigen Ehemann nichts zu tun zu haben. Ihre Mutter hatte, nachdem sie den Brief gelesen hatte, wissend gesagt:

»Na, eines Tages wird sich das ändern.« Die Braut fragt sich, ob das inzwischen geschehen ist und was es bedeutet.

In die Luft kommt Bewegung. Ihre Mutter drückt sie nach vorn, tritt dann beiseite.

Neben ihr taucht der Bräutigam auf, und sogleich beginnt der *achen* mit dem Gottesdienst – *hat er in seinem Stall eine Kuh, die bald kalbt?* Sie blickt stur geradeaus.

In der verschmierten Brille des *achen* erblickt sie eine Spiegelung: eine große, vom Licht im Eingang konturierte Gestalt, neben ihr ein kleine – sie selbst.

Wie es wohl ist, vierzig Jahre alt zu sein? Er ist älter als ihre Mutter. Ihr kommt ein Gedanke: Wenn er verwitwet ist, warum heiratet er dann sie und nicht ihre Mutter? Doch sie kennt den Grund: Die Stellung einer Witwe ist nur wenig besser als die einer Aussätzigen.

Auf einmal stockt der Singsang des *achen*, weil ihr künftiger Ehemann sich zu ihr gewandt hat, um sie zu mustern, wobei er dem Priester – unwillentlich – den Rücken zudreht. Er schaut ihr ins Gesicht, schnauft dabei wie einer, der eine lange Strecke schnell gegangen ist. Sie wagt nicht aufzublicken, doch sie erhascht seinen erdigen Geruch. Sie kann ihr Zittern nicht beherrschen. Sie schließt die Augen.

»Aber das ist ja noch ein Kind!«, hört sie ihn rufen.

Als sie die Augen öffnet, sieht sie, wie ihr Großonkel eine Hand hebt, um den forteilenden Bräutigam aufzuhalten, doch sie wird ihm wie eine Ameise von einer Schlafmatte weggefedt.

Thankamma läuft dem fliehenden Bräutigam nach, ihr Bauchfettpolster schwingt trotz des Drucks ihrer Hände hin und her. Sie holt ihn bei einem Laststein ein – einer waagerechten Steinplatte auf Schulterhöhe, die auf zwei senkrechten, im Boden

verankerten Steinsäulen ruht, ein Ort, wo Reisende eine Kopflast abstellen und verschnaufen können. Thankamma drückt ihrem Bruder mit beiden Händen gegen die massige Brust, versucht, ihn aufzuhalten, wobei sie vor ihm rückwärtsgeht. »Monay«, sagt sie, denn er ist viel jünger, eher wie ihr Sohn denn ihr Bruder. »Monay«, keucht sie. Was da geschieht, ist ernst, aber es ist auch komisch, wie ihr Bruder sie vor sich her schiebt, als wäre er ein Pflüger und sie der Pflug, sodass sie unwillkürlich lachen muss.

»Sieh mich an!«, befiehlt sie grinsend. Wie oft hat sie dieses bekümmerte Gesicht gesehen, sogar, als er noch ein kleines Kind war? Er war erst vier, als seine Mutter starb und Thankamma deren Rolle übernahm. Ihm vorzusingen und ihn zu halten half, die Runzeln auf seiner Stirn zu glätten. Viel später, als ihr ältester Bruder ihn um Haus und Besitz betrog, was doch ihm gehören sollte, trat nur Thankamma für ihn ein.

Er geht langsamer. Sie kennt ihn gut, diesen Schweiger. Würde Gott ihm auf wundersame Weise den Kiefer aufsperrern, was würde er sagen? »Chechi, als ich neben diesem zitternden Straßenkind stand, dachte ich: ›Das soll ich heiraten?‹ Hast du gesehen, wie sein Kinn bebt? Ich habe schon ein Kind zu Hause, um das ich mich kümmern muss. Noch eins brauche ich nicht.«

»Monay, das verstehe ich«, sagt sie, als hätte er es ausgesprochen. »Ich weiß, wie das aussieht. Aber vergiss nicht, deine Mutter und deine Großmutter haben geheiratet, als sie erst neun waren. Ja, sie waren Kinder, und sie wurden als Kinder in einem anderen Haus aufgezogen, bis sie keine mehr waren. Führt das nicht zu den passendsten und besten Ehen? Doch vergiss das alles und denk einen Augenblick an dieses arme Mädchen. An ihrem Hochzeitstag vor dem Altar stehen gelassen? Ayo, welche Schande! Wer soll sie denn danach noch heiraten?«

Er geht weiter. »Sie ist ein gutes Mädchen«, sagt Thankamma.